



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Burgtheaters ist sehr gerechtfertigt. In ganz Wien ist nur die eine Stimmung verbreitet, der Müller Ausdruck giebt; aber die hohe Behörde kümmert sich nicht um die öffentliche Meinung, die doch, wenn irgendwo, am meisten in Theaterdingen Gehör verdient.

Der trefflichen Darstellung der Theaterzustände in den Vorstädten und im Volkstheater, die Müller giebt, können wir hier nicht folgen. Auch sie ist reich an Stoff und Gedanken. Der wichtigste Vorwurf, den er den Vorstadttheatern macht, ist der, daß sie der Überlieferung ihres Hauses untreu geworden seien und hauptsächlich deswegen schlechte Geschäfte machten. Sie wollen sich immer das Brot vor dem Munde wegschnappen; wenn ein Theater mit einer Gattung Glück hat, gleich folgt ihm die andre darin nach und verdirbt sich und andre. Im Volkstheater findet Müller den Krebschaden am Pachtssystem; der Aufschwung, der es gegründet hat, hielt nicht bis zur letzten Stunde aus. Es fehlten noch hunderttausend Gulden zu der schon gesammelten halben Million, um das Volkstheater auf eine gegen Geldspeculationen gesicherte Grundlage zu stellen, und da versielen die Gründer auf die unglückliche Idee, das Haus zu verpachten, nicht durch einen von ihnen selbst bestellten und auf höhere künstlerische Zwecke verpflichteten Direktor leiten zu lassen. Damit ist das Volkstheater in den Besitz eines nur seinen Gewinn suchenden Direktors gelangt, der übrigens weder als Dramaturg noch als Schauspieler jemals gewirkt hat. Die Wirtschaft in dem Hause bietet demnach der Kritik tausend Angriffspunkte. Da der Direktor auf sechs Jahre Vertrag hat, so begreift man, warum Müller seine historisch-kritische Übersicht des Wiener Theaterlebens ziemlich pessimistisch schließt.

Und doch können wir selbst auf seine Darstellung hin den Pessimismus nicht teilen. Es liegt eine freudigere Stimmung in der Wiener Luft, und man darf hoffen, daß die ernste Kritik nicht bloß Müllers, sondern nach und nach der andern, derzeit so nachsichtigen Wiener Rezensenten eine Änderung zum Bessern herbeiführen werde. Jedenfalls hat sich Müller auch diesmal das Verdienst erworben, durch sein zur rechten Zeit gesprochenes Wort mit Nachdruck die Schäden bloßgelegt und den Trieb zur Besserung verstärkt zu haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rembrandt als Erzieher. Unter diesem Titel ist im Januar ein Buch erschienen,*) das ein gewisses Aufsehen erregt hat, ganz gegen die Befürchtung, die, wie wir hören, in dem Dresdner Freundeskreise des Verfassers geherrscht hat, das

*) Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, Hirschfeld, 1890.
Grenzboten II 1890

Buch würde totgeschwiegen werden, eine große Anzahl von Besprechungen in Zeitschriften und Zeitungen erfahren und in wenigen Wochen drei Auflagen erlebt hat. Die meisten Besprechungen, wenigstens alle die, die uns zu Gesicht gekommen sind, haben sich freilich darauf beschränkt, den Versuch zu machen, von dem seltsamen Inhalte wie von der seltsamen Form des Buches ungefähr eine Vorstellung zu geben, und haben dann ihren Lesern den oder jenen Abschnitt daraus als Probe mitgeteilt. Ob unser Mitarbeiter, dem das Buch zur Besprechung übergeben worden ist, einen wesentlich andern Weg einschlagen wird, müssen wir abwarten. Inzwischen sind wir in der Lage, einen Privatbrief mitteilen zu können, den ein bekannter Dresdner Kunstsammler und Kunstkenner, der für den Verfasser des Buches gehalten worden ist, an einen Freund gerichtet hat, und der in seiner Weise auch als eine Kritik des Buches gelten kann. Der Betreffende schreibt:

Verehrter Herr und Freund!

Ich bin selbstverständlich nicht der Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher“ und begreife auch nicht, wie jemand, der das Buch ernsthaft angesehen und nebenbei zufällig eine Vorstellung von mir und meiner Art hat, auf den Gedanken hat kommen können, daß ich der Verfasser sei. Weder die Fähigkeiten noch die Unfähigkeiten, die dieses Buch, so wie es vorliegt, erwachsen ließen, decken sich mit dem, was ich bin und könnte, oder nicht könnte, oder auch nur können möchte. Ich schlage mit Ihnen den Geistes-, Bildungs- und Gesinnungswert, vor allem den letzten, das Rückgrat der ganzen Schrift, hoch an. Aber die gute, große, zuweilen tiefe Rede, geht sie nicht immer und immer wieder in kaum erträglichem Abfall über in ein maß- und humorloses und, für mich ein besondres Grauen, wahrhaft zitatens-, nüancen- und pointenwütiges Gerede? Wie unausgaglichen! wie unharmonisch! wie egoistisch, nicht individuell willkürlich! Eine nichts weniger als kunstgerecht angeordnete Treibjagd, bei der die ganze vornehme Gedankengesellschaft in Lebensgefahr gerät! Und dies alles im heiligen Schleier und Namen der „Kunst“? und in kühnlich usurpirter Vollmacht und zu höherm Ruhme gerade Rembrandts?

Da haben wir ja leider an dem neuen Heilande selbst ein nicht ganz neues deutsches Übel. Geistvolle gute Menschen, die sich breiter philosophischer und historischer Bildung, manchmal auch nur Belesenheit und edelster moralischer Ausstattung erfreuen, die aber selbst nicht einen Tropfen irgend welchen Künstlerblutes im Leibe haben, reden und schreiben neben andern schönen Dingen mit Vorliebe über Kunst, Künste, Künstler und bieten dann, ganz abgesehen zunächst von ihren Tendenzen, in ihrem Reden und Schreiben nie und nirgends etwas, was eine wohlthuende Verwandtschaftsähnlichkeit mit künstlerischen Naturverständnissen und Hervorbringungen verriete. Und dürfte man dies nicht doch von solchen Rednern und Schreibern beanspruchen? Und gar hier von diesem anspruchsvollen Verfasser, der wieder einmal, wenn auch in selbständiger Fassung, und also diesmal von Rembrandts Gnaden, auf die Kunst als das Heilmittel für alle Gebrechen hinauswill? und der, zwar recht oft sehr hell und nicht selten sehr dunkel, damit aber noch nicht von weitem ein Künstler Rembrandtischen Hellbunkels ist?

Soviel nur über die Gestaltung. Und nun der Inhalt, die eigentliche positive Gabe, die wir empfangen sollen. Wie vielfach schließen sich hier unsre besten und höchsten Empfindungen, Gedanken, Urteile und Willensträume auf! Wie werden wir im Innersten auf allen Standorten unsers geistigen Reiches aufgerüttelt! Werden wir aber auch wieder zur Ruhe gebracht, und wäre es auch nur zu der Beruhigung, die uns der sicher gewonnene Ausblick in ein wirklich

erreichbares gelobtes Land verleiht? Nein, es bleibt bei dem zunächst nicht wirkungslosen, aber in der unfruchtbaren Wiederholung doch immer unwirksameren: Das muß anders werden! Es bleibt bei einem bedrohlichen, nervenerregenden Auf und Nieder. Man fühlt sich schließlich überströmt, überschwemmt im eignen Haufe, wie von einer zerplatzten Wasserleitung! Wohlverstanden, Wasserleitung! Die wirklichen Quellen aus der Erde schoß geberden sich doch anders. Und man fängt mitten in diesen Gewässern an zu dürsten nach einem wirklichen Erlöserworte, nach dem Anblick eines leibhaftigen Rembrandtbildes, nach einer einzigen Zeile eigener Darstellung — nicht eines Zauberlehrlings, sondern eines der angerufenen Meister selbst! Und man eilt „dahin! dahin!“ und trinkt sich dort erst wieder gläubig, ruhig und gesund. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ — „In die Gese, Besen, Besen! seids gewesen.“

Als ich seinerzeit erst ein Stück in das Buch hineingelesen hatte, schrieb ich dem Verfasser, der sich mir inzwischen als solcher enthüllt hatte: „Ich danke Ihnen von Geist und Herzen und fühle mich Ihnen zugehörig.“ Ich bereue das auch keineswegs; ich hätte mich nur später etwas anders ausdrücken müssen. Aber wie viel, wie vieles müßte man sagen, um hier einigermaßen recht verstanden zu werden. Ein zweites Buch müßte man schreiben zur Zustimmung, Entgegnung, Ergänzung! Ich habe nicht die Stimmung und Lust zu solcher Mühsal, möchte auch zuversichtlich hoffen, daß der weiterstrebende Verfasser des ersten auch dies zweite noch einmal selber schreiben wird. Aber wäre ich gezwungen, es zu thun, so wohl oder übel ichs eben vermöchte, ich würde zum Titelbilde ein ganz andres Selbstporträt Rembrandts wählen. Nennen Sie das Greisenbildnis in Berliner Privatbesitz, früher der Galerie Double in Paris zugehörig und bei Dutuit wiedergegeben? Rembrandt, der Alte, ist von der Staffelei zurückgetreten und steht mit einem Lachen, das ergreifend und abstoßend zugleich wirkt, vor einer antiken Büste. „Weshalb — sagt W. Bode in seiner Beschreibung des Bildes —, weshalb lacht der alte Mann so herzlich? Wir können den Grund nicht erraten.“ Also ein Rätsel. Lösen will auch ich es nicht, aber ich würde versuchen, es zu deuten, und die Deutung sollte auch „deutsch“ ausfallen, wenn auch nicht gerade niederdeutsch.

Doch genug. Was Sie zur Bestätigung Ihrer eignen Annahme von mir wissen wollten, war und ist ja nur das, daß ich „Rembrandt als Erzieher“ nicht geschrieben, also das „Gold“ dieses Buches nicht, aber auch nicht jenes gewisse minderwertige Metall geliefert habe, das hier in so unverhältnismäßiger Ausgiebigkeit mitverwendet ist.

Ihr

Martin Schubart

Dresden, März 1890



Litteratur

Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. Von J. Hartmann, königlich preussischer (scher!) Generalleutnant z. D. Dritte unveränderte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1890

Großartige Begebenheiten, die tief in die Geschichte ganzer Völker eingreifen, pflegen auf die Phantasie der Zeitgenossen wie ein befruchtender Gewitterregen zu wirken. Persönliche Erlebnisse, Erinnerungen und Gedenkblätter sprießen überall